

Das Halleluja ist wieder da!

Predigt am Ostersonntag, 16. April 2017
über Johannes 20, 11-18

Von Pfarrerin Martina Reister-Ulrichs

Endlich ist das Halleluja wieder da, liebe Gemeinde. Nach siebenwöchiger Verbannung ist es zurückgekehrt in unsere Gottesdienste. Ach dass es niemals mehr verstummte! Der Predigttext aus dem Johannesevangelium freilich nimmt uns noch einmal mit in die Stille der Welt vor dem ersten Ostermorgen, und lässt uns langsam begreifen, was da geschehen ist, damit die liebe Seele auch mitkommt, die vielleicht noch in Passionsgeschichten verstrickt ist und nicht auf Knopfdruck jubeln kann.

Ich lese Johannes 20, 11-18

Maria von Magdala

11 Maria aber stand draußen vor dem Grab und weinte. Als sie nun weinte, schaute sie in das Grab 12 und sieht zwei Engel in weißen Gewändern sitzen, einen zu Häupten und den andern zu den Füßen, wo sie den Leichnam Jesu hingelegt hatten. 13 Und die sprachen zu ihr: Frau, was weinst du? Sie spricht zu ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.

14 Und als sie das sagte, wandte sie sich um und sieht Jesus stehen und weiß nicht, dass es Jesus ist.

ÄEsyn: Synopse Nr. 353

15 Spricht Jesus zu ihr: Frau, was weinst du? Wen suchst du? Sie meint, es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo du ihn hingelegt hast; dann will ich ihn holen.

16 Spricht Jesus zu ihr: Maria! Da wandte sie sich um und spricht zu ihm auf Hebräisch: Rabbunil, das heißt: Meister!

17 Spricht Jesus zu ihr: Rühre mich nicht an! Denn ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater. Geh aber hin zu meinen aBrüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. a) Hebr 2,11-12 18 Maria von Magdala geht und verkündigt den Jüngern: Ich habe den Herrn gesehen, und das hat er zu mir gesagt.

Es sind nur zwei Personen und letztlich nur zwei Worte, die in diesem Evangelium eine Rolle spielen. Und doch steht alles auf dem Spiel, zerbrechlich wie Beziehungen eben sind, ein falsches Wort, eine falsche Wendung, und es kommt nicht Glauben heraus, sondern lauter Missverständnisse.

Die Geschichte beginnt mit Tränen. „Maria aber stand draußen vor dem Grab und weinte.“ Dorthin hat sie sich aufgemacht vor Sonnenaufgang. Noch weiß sie nicht, dass diese Tageszeit später einmal „in aller Herrgottsfrühe“ heißen wird. Wegen der Auferstehung, die sich klammheimlich und ganz ohne Augenzeugen in dieser Herrgottsfrühe vollzogen hat. Auch von Auferstehung weiß sie nichts. Oder höchstens das, was in Büchern steht. Sie flieht vor der Schlaflosigkeit und den Träumen, die sich unweigerlich einstellen, wenn der Schlaf für kurze Zeit die Oberhand gewinnt. Vielleicht hat sie Blumen dabei, einen Arm voller Osterglocken, Tulpen und Narzissen. Oder Flieder. Der blüht auch schon wieder. Zum Friedhof ist sie unterwegs. Dort liegt der, den sie ihr genommen haben und den sie sucht, o Jesu du mein Leben.

Da geht es ihr wie vielen, die einen Verlust erlebt haben und trauern. In der ersten Zeit brauchen sie das Grab. Es ist der Ort, wo sie sich dem Verlorenen nahe wissen. Da steht wenigstens ein Name auf dem Grabstein, da haben wir seine sterblichen Überreste begraben, und da sind nicht diese Erinnerungen wie überall zuhause, wo man hinter jeder Zimmertür denken muss, jetzt kommt er gleich herein. Am Grab angekommen, überwältigt einen dann die Erkenntnis: das, was ich suche, kann ich hier gar nicht finden. Es gibt ihn nicht mehr, den ich suche. Es ist vorbei, ein für alle Mal.

Aber gerade deshalb müssen die Hinterbliebenen mit ihrer Trauer da hin, immer wieder, viele Male, um schrittweise zu lernen, um es mit jedem Gang ein bisschen mehr zu begreifen, es gibt ihn nicht mehr, den ich suche, und um zu weinen, ganz allein.

Nur wenigen freilich werden wie der Maria am Grab zwischen ihren Tränen zwei Engel begegnen in weißen Gewändern, einer zu Häupten und einer zu Füßen des vermeintlichen Toten. Maria ist so gefangen in ihrem Schmerz und so am Ende mit ihren Kräften, dass sie das gar nicht weiter wundert. Da hätten ihretwegen noch ganz andere sitzen können, von ihr aus der liebe Gott mit seinem ganzen Hofstaat höchstpersönlich, solange der nicht dabei ist, den sie sucht, hätt' es sie kalt gelassen.

Die Engel agieren beherzt und mit Verstand, noch ist es zu früh für die Botschaft des Tages: „Der Herr ist auferstanden.“ Auch mit ihrem sonst üblichen Gruß halten die Engel sich zurück. Kein „Fürchte dich nicht!“ soll die Tränen der Maria mal eben schnell beiseite wischen. Stattdessen: „Frau, was weinst du?“ Obwohl sie den Grund kennen, geben sie der Trauernden Raum. Soll sie erzählen, was sie bedrückt. Mit jedem Mal Reden wird man es ein bisschen mehr los, gibt man ein kleines Stück seiner Trauer endgültig ab. Wenn ich sie gewesen wäre, hätte ich mir den Schmerz von der Seele geredet. Engel sollen ja gute Zuhörer sein. Und verschwiegen. Sie hätte ungeniert von ihrer Geschichte mit Jesus erzählen können und wie sie für sich einen Weg gefunden hat, den Geliebten mit so vielen teilen zu müssen, wie stolz sie auf ihn war, wie eine Mutter, wie eine Schwester, und wie das

vorgestern war, an diesem schwarzen Freitag, unter seinem Kreuz zu stehen, als von den andern keiner mehr da war und wie ihre Liebe ihn nicht hatte retten können und jetzt auch noch das, jetzt ist auch noch der Tote weg, ihr bleibt auch nichts erspart, nicht einmal den Leichnam kann sie haben, einmal ganz für sich, er ist weg, sie erträgt es nicht.

„Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“ Ein wenig erinnert sie mich an die Liebende aus dem Hohenlied Salomos. Die singt: „Des Nachts auf meinem Lager suchte ich, den meine Seele liebt. Ich suchte, aber ich fand ihn nicht. Ich will aufstehen und in der Stadt umhergehen auf den Gassen und Straßen und suchen, den meine Seele liebt. Ich suchte, aber ich fand ihn nicht. Es fanden mich die Wächter, die in der Stadt umhergehen: „Habt ihr nicht gesehen, den meine Seele liebt?“

Ob Maria diese Worte kennt? Ob sie sie gesungen hat in besseren Tagen? Und ob sie weiß, wie das Lied weiter geht? Nämlich so: „Als ich ein wenig an ihnen vorüber war, fand ich, den meine Seele liebt. Ich hielt ihn und ließ ihn nicht los.“ Da wendet sie sich um, eine von vielen Wendungen in dieser Geschichte, eine von vielen Wendungen, die nötig sind auf dem Weg des Glaubens und der Erkenntnis. Nur wir wissen, dass es Jesus ist, der da vor ihr steht, sie weiß es noch nicht, wir sind ihr voraus. Wir sehen ihn schon, den Auferstandenen, aber glauben wir auch? Maria ist blind vor Tränen, blind vor Trauer, sie sucht noch immer einen Toten. Jetzt spricht Jesus sie an, jetzt spricht er zu ihr, jetzt muss es doch ein Ende haben, jetzt muss sie ihn doch erkennen, diese Stimme, seine Stimme, wie oft hat sie ihn zugehört, wie viele Worte in sich aufgenommen, aber nein, sie meint, es sei der Friedhofsgärtner, der sie fragt, wen sie sucht. Ausgerechnet den Auferstandenen hält sie allen Ernstes für den Totengräber, aber vielleicht weiß der ja was, und wie eine Ertrinkende greift sie auch nach diesem Strohalm, „wenn du ihn weggetragen hast, so sage mir, wo du ihn hingelegt hast, dann will ich ihn holen.“ Wer einen Toten sucht, kann den Lebendigen nicht finden. Der fällt bestenfalls den Totengräbern in die Hände.

Da endlich bricht er den Bann. Er findet sie. Er nennt ihren Namen. Maria. Komm zu dir. Komm zu mir. Einer der schönsten Augenblicke der Welt. Ein einziges Wort reicht aus, und wir werden Zeugen, was es mit der Auferstehung auf sich hat jenseits von Bücherwissen und widersprüchlichen Lehrmeinungen. Da wird ein Mensch bei seinem Namen gerufen. Du bist mein. Und versteht. Ich bin dein. Niemand kann uns scheiden. Wie wenn man sich verloren hat im Gedränge am Bahnhof oder im Tumult einer großen Menschenmenge oder in einer fremden Stadt und plötzlich ruft jemand deinen Namen. Gefunden. Gott sei Dank. Wie nach einem Streit, wenn die Wörter wie Fetzen fliegen oder wenn die Kinder ausflippen und schreien und dir der Kamm schwillt und plötzlich sagt jemand deinen Namen. Langsam und deutlich. Komm zu dir. Unterbrich das, das bist ja gar nicht du. Wie wenn ein schlimmer Traum beendet wird dadurch, dass jemand deinen Namen ruft. Wach auf. Komm zu dir. Was dich geplagt hat, war nur ein Traum. Oder wie es sein wird bei der Auferstehung der Toten am Jüngsten Tage. Da schaust du erst noch zögerlich und ein wenig beklommen, weil noch kein Mensch weiß, was da auf einen zukommt, und du zermarterst dir vielleicht das Gehirn, ob es das gibt, was du ein Leben lang im

Glaubensbekenntnis mitgesprochen hast und ob du nicht doch vielleicht für immer tot sein wirst. Und dann ruft einer deinen Namen. Und du blickst um dich und kommst zu dir, ganz neu. Wie Jochen Klepper es gedichtet hat: Ohne Gott bin ich ein Fisch am Strand, ohne Gott ein Tropfen in der Glut. Ohne Gott bin ich ein Gras im Sand und ein Vogel, dessen Schwinge ruht. Wenn mich Gott bei meinem Namen ruft, bin ich Feuer, Wasser, Erde Luft. Da wendet sie sich um, Maria aus Magdala, schon wieder wendet sie sich um, bei ihrem Namen gerufen, erkannt und gefunden, Feuer, Wasser, Erde, Luft, auferstanden und verwandelt. Sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund. Und nennt nun auch den beim Namen, den sie gefunden hat, ohne ihn je gesucht zu haben: „Rabbuni“, sagt sie zu Jesus, Meister, wie sie ihn so oft genannt hat, gibt auch ihm die vertraute Anrede zurück. Und müssten sie sich jetzt nicht eigentlich in die Arme sinken, damit das Halleluja einsetzen kann mit Pauken und Trompeten und die Orgel, und vielleicht noch eine Oboe d’amore und von ewiger Seligkeit künden oder doch zumindest vom glücklichen Ausgang dieser so lange verhinderten Liebesgeschichte?

Aber es kommt anders. Schon wieder kommt es anders. In dieser Auferstehungsgeschichte entspricht nichts irgendwelchen Erwartungen. Es ist kein happy end, das hier geschildert wird, es ist überhaupt kein Ende, es ist ein Anfang. Der Anfang des Glaubens. Es ist auch nicht einfach wieder alles beim Alten, im Gegenteil, gar nichts ist beim Alten, alles ist neu. „Rühr mich nicht an“, sagt der, der in seinen irdischen Tagen keinerlei Scheu hatte, Menschen zu berühren und von dessen Berührungen heilende Kräfte ausgingen. „Rühr mich nicht an!“ Im Augenblick des Findens muss Maria schon wieder das Loslassen lernen. Er lässt sich nicht festhalten, der Auferstandene. Statt einer Umarmungen gibt es einen Auftrag: „Geh hin zu meinen Brüdern und sag ihnen: ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.“ Und Maria lässt los, sie weiß, es wird nicht enden wie im Hohenlied, sie wird ihn nicht halten. Hier beginnt eine neue Geschichte, eine ganz neue Geschichte, die noch niemand zuvor erlebt hat. Sie wird die erste sein, die diese Geschichte erzählt. Da geht Maria los, wie sie immer dieser Stimme gehorcht hat seit er mit seiner Stimme die sieben bösen Geister von ihr ausgetrieben hat. Sie kann auch jetzt nicht anders. Sie wird es den Jüngern sagen: „Ich habe den Herrn gesehen!“ Und auf dem Heimweg, auf dem Weg, der wegführt von den Gräbern und zurück ins Leben, entstehen ganz neue Lieder in ihr, das Halleluja kehrt zurück, es wächst der Jubel und wird immer mehr. Amen.